

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.



Verleger: Dr. Theodor Wolff in Berlin.
Schrift- und Verlags-Verwaltung: Rudolf Wolff in Berlin.

Abstimmung!

Wenn's genug geregnet hat, dann hört der Regen auf; auch der Regen der parlamentarischen Reden. Nachdem zwei Tage lang über die Kaiserinterpellationen gesprochen worden war, konnte Graf Stolberg erklären: „Es ist kein Redner mehr gemeldet; ich schließe die Besprechung.“ In diesen zwei Tagen hat kein Rednerwort, noch wurde sonst der geringste Versuch gemacht, die Redner in ihren Reden zu beschränken. Es herrschte eine völlig ungezügelter Redefreiheit, nur kontrolliert durch das Verantwortlichkeitsgefühl der Abgeordneten. So soll es in einem Parlament sein. Rime es nur auf Worte an, so konnte man bei dieser Gelegenheit von einem parlamentarischen Idealzustand sprechen.

Woher kommt trotzdem das tiefe Unbehagen, ja die fast jähen gemerkte Stimmung, die sich nach den Debatten der letzten beiden Tage nicht bloß der Öffentlichkeit, sondern auch eines sehr erheblichen Teiles der Abgeordneten bemächtigt hat, und von der man annehmen muß, daß sie sich in den nächsten Tagen noch verhäufen wird? Es ist eben bei Worten geblieben, Worten, die bisweilen sehr treffend waren und die bestehenden Zustände bitternartig zerschellen, nur daß der erfolgende Blick die Unschärfe und Dunkelheit der Lage um so deutlicher zum Bewußtsein bringt. Es fehlte nach der Verheißung von so viel Pathos und Witz die Pointe, die auch das kleinste Gedicht aben muß, wie viel mehr ein großes Epos oder ein Trauerspiel. Nachdem mit größerem oder geringerem Geschick ausgesprochen worden war, was ist, mußte auch die Konsequenz ausgesprochen werden in der Richtung, was nun werden soll. Mit einem Worte, es fehlte die Abstimmung.

In jedem parlamentarisch regierten Lande ist es selbstverständlich, daß sich an eine Interpellation, die sich auf die Befreiung des verantwortlichen Ministeriums bezieht, die Abstimmung knüpft. Von der Tagesordnung, auf die sich die Mehrheit der Volksvertretung einigt, hängt es ab, ob das Ministerium bleibt oder geht. Im Deutschen Reich, wo nicht der Reichstag, sondern das Reichstagesparlament die Befreiung und Erhaltung des Kanzlers ist, hätte ein Ministeriumsgesetz gegen den verantwortlichen Staatsmann dieselbe unmittelbare Wirkung. Aber es liegt auf der Hand, daß auch bei uns kein Kanzler auf die Dauer gegen einen Reichstag im Amte bleiben kann, der ihm kein Vertrauen verweigert. Aber kurz oder lang muß er doch seine Entlassung geben, wenn er sich nicht hart genug fühlt, es aufzuweichen ankommen zu lassen.

Solche Abstimmungen, die in jedem konstitutionellen Staat unentbehrlich sind, fehlen im Deutschen Reich nicht. Alle fünf Jahre hat das Volk im normalen Ablauf der Dinge die Möglichkeit, mit der Regierung im allgemeinen Wahlsystem Generalabrechnung zu halten. Der Reichstag vollends kommt alle Augenblicke in der Lage, abzustimmen. Wenn er will, kann er die erste beste Gelegenheit zum Zaun greifen, um die Abstimmung zu provozieren. Es kann seine Unzufriedenheit mit dem Reichskanzler oder einzelnen Staatssekretären im Etat zu erkennen geben, indem er ihnen das Gehalt kürzt, er kann auch einzelne Gesetzesvorlagen ablehnen, nur ist ihm die „Richtung“ nicht wohl.

Im vorliegenden Falle ist es eine Kleinigkeit, den Reichskanzler zu treffen, indem der Reichstag die Entlassung der

Finanzreform hinauschiebt, solange keine festen Garantien gegen die persönliche Politik geschaffen worden sind. Aber so wichtiges Wort und notwendig es sein mag, daß der Reichstag seinen Willen in jedem geeigneten Moment Nachdruck zu geben vermag, so muß doch zugegeben werden, daß es sich dabei immer um einen parlamentarischen Umweg handelt. Den Satz schlägt man und den Gehmeint man. Es liegt im Interesse einer ehrlichen Politik, daß solche Umwege künftig vermieden werden.

Das Hindernis, das sich dieser Forderung entgegenstellt, ist verhältnismäßig leicht zu beseitigen. Es handelt sich dabei nur um die Geschäftsordnung für den Reichstag, die in § 33, von der Behandlung von Interpellationen die Rede ist, bestimmt: „Die Stellung eines Antrages bei dieser Besprechung ist unzulässig. Es bleibt aber jedem Mitgliede des Reichstages überlassen, den Gegenstand in Form eines Antrages weiter zu behandeln.“ Wie unzulänglich diese Bestimmung ist, das hat sich gestern ganz deutlich gezeigt, als die wirtschaftliche Vereinigung den Versuch machte, ihren Antrag auf die Kaiserabreise auf die Tagesordnung der heutigen Sitzung zu stellen. Konservativ und Zentrum widersprachen; so wird im günstigsten Falle der Antrag auf eine Zeit zur Verhandlung kommen, in der die Kaiserinterpellationen längst verzeihen sind.

Deshalb ist es notwendig, den § 33 der Geschäftsordnung dahin zu ändern, daß einfach gesagt wird: „Bei der Besprechung dürfen Anträge gestellt werden.“ Es handelt sich bei einer solchen Änderung der Geschäftsordnung keineswegs um eine Verfassungsänderung, da nach Artikel 27 der Reichsverfassung der Reichstag selbst seinen Geschäftsordnung und seine Disziplin durch eine Geschäftsordnung regelt. Die veränderten Regierungen haben in eine solche Veränderung also überhaupt nicht hineinzuwerden. Auch darf wohl daran erinnert werden, daß die Kartellparteien im Herbst 1902 sowohl den Modus der Abstimmung wie die Bestimmungen über die Debatten zur Geschäftsordnung völlig umgehoben haben. Was dem einen recht ist, das ist dem anderen billig. Deshalb ist es einzig und allein vom Reichstage ab, ob er die Bestimmungen über die Behandlung der Interpellationen in einer Weise regeln will, die nicht bloß eine Debatte, sondern auch eine Abstimmung zuläßt.

Wir wollen nicht behaupten, daß eine Abstimmung, die sich an die Kaiserdebatte knüpfen hätte, notwendig zu einem Mißtrauensvotum gegen den Fürsten Bismarck führen würde. Es läßt sich, wie bemerkt, über das Verhalten des verantwortlichen Reichskanzlers in diesen beiden Tagen vor, so hätte er sich schwerlich auf alle Provokationen so beharrlich geschlossen, wenn er sich sagte, daß zum Schutze der Interpellationsdebatte eine Abstimmung stattfinden würde. Auch den Reichsparteien wäre vielleicht das Gewissen geschämt worden, wenn an sie die bestimmte formulierte Frage herangetragen wäre, ob sie sich mit den Erklärungen des Fürsten Bismarck begnügen wollten oder nicht. In jedem Falle wäre eine Klärung erfolgt, die jetzt auch nach den zweiwöchigen Reden schmerzlich vermisst wird. Alle Parteien, die es mit den Volksrechten ernstlich meinen, haben die Pflicht, wenigstens durch die Umgestaltung der Geschäftsordnung des Reichstages die Kontrolle über die Tätigkeit des leitenden Staatsmannes zu verschärfen.

In politischen Kreisen herrscht die Auffassung vor, daß Fürst Bismarck noch vor Ablauf des Jahres aus seinem Amte scheiden wird. Als Nachfolger werden verschiedene Persönlichkeiten genannt, darunter auch die Herren v. Bethmann-Hollweg und v. Helldorf. Man spricht auch von einer Teilung des Reichskanzleramtes und von einer Auflösung der bisherigen Personalkommission für innere und auswärtige Politik.

Am Schluß der gestrigen Debatte fragte man sich auf den Zuhörern: „Was ist die zweite nationalliberale Redner?“ Während alle anderen Parteien, mit Ausnahme des Zentrums — das allerdings keine Interpellation eingebracht hatte — noch einen zweiten Redner ins Feld sandten, begnügten sich die Nationalliberalen mit der Rede des Herrn Westermann. In der nationalliberalen Partei ist das Recht verdrängte, noch einmal das Wort zu ergreifen, bestätigt die jenes Götter-Gerichts, das von vorherigen Abmachungen zwischen Herrn Westermann und der Regierung wissen wollte. Herr Westermann, den man auch gestern in eifrigem Gespräch mit Herrn v. Bethmann-Hollweg sehen konnte, gilt denjenigen naiven Zeitungen, die von einem Zusammengehen mit den Nationalliberalen träumen, als ein Bannträger des Liberalismus. Entweder regt er sich, mit Ehrlichkeit und Begabung, als der Schöpfer der Regierung.

Ein komisches Intermezzo — das dem auch schon recht schließlichen Zwischenfall Bismarck-Baecher folgte — war das Auftreten des konservativen Abgeordneten Dr. v. Dierksen. Dieser Herr, der mit geringem Talent, aber großem Eifer den Beiseitiger der Regierung spielte, teilte mit, daß er selber früher im diplomatischen Dienste gestanden habe. Der Abgeordnete Dr. v. Dierksen hat damit der deutschen Diplomatie einen neuen schweren Schlag versetzt.

Die Kommentare der deutschen Presse.

Algemeine Verpönmung.

Der heute in der deutschen Presse den Widerhall der zweiwöchigen Reichstagsdebatte und besonders der Rede des Fürsten Bismarck sucht, der kann konstataren, daß dieses Echo nicht allzu freundlich klingt. Allgemeine Anerkennung findet einzig und allein die ausgezeichnete, würdige und idiosyncratische Rede des Reichskanzlers Konrad Haußmann, aber nur ganz wenige Blätter finden ein befriedigendes Wortchen des Lobes über die Geschicklichkeit für die armen Rede des Reichskanzlers und für sein Schwärzen am gestrigen Tage. Die sogenannte „katholische“ Presse beurteilt einseitig die Rede des Fürsten Bismarck und die Energiefähigkeit der Herren Westermann, Bismarck und die in ihrer Kraft, dem vertriehen Reichskanzler mehr zu tun, nur zu werden, aber keinen Entschluß zu fassen vermöchten. Selbst die „Post“ ist unzufrieden und erklärt: „Frage man aber nach dem gewöhnlichen Ergebnis, so erhält man als Antwort wenig mehr als ein Achselzucken.“

Die nationalliberale Erziehungspresse trennt sich vollständig von der parlamentarischen Vertretung der Partei. Das nationalliberale „Leipziger Tageblatt“ sagt geradeheraus, daß ein Verbleiben des Fürsten Bismarck im Amte unzulässig sei. Man darf sagen, daß ein Kanzler, der Kanzler bleiben will, größere Worte nicht gut sprechen kann. Das ist die fertige Antwort unserer Ansicht von der Unmöglichkeit eines gedeihlichen Weiterarbeitens des Fürsten Bismarck. Ein nicht in die Affäre verwickelter Mann brauchte sich überhaupt

Der Jahmarz ist ein dankbares Subjekt. Ganz hat ihn im Reformen Vater“ auf die Synze gebracht. Der Operationskünstler sehr wirkungsvoll. Aber daß eigentlich mehr für Eigentümlich. Ich liebe amerikanische Eigentümlich, wenn sie mich haben. Sie konnten aus einer Jahmarz Kapital schlagen. Man glaubt gar nicht, was für lustige Effekte sich mit dem Leiden der Menschen erzielen lassen.

Der Greis mit dem unbewussten Geisig wurde heraus: gleich, verlorst, das Haar verlorst auf der nassen Stirn. „Der Doktor läßt bitten“, sagte der Diener, und schon sah ich in dem grünen Sessel: werlos der Willfür eines Mannes preisgegeben, in dessen Sprachschab das Wort Mittel nicht gestrichelt. Ein Hund auf den Knopf, und ich lag nicht mehr, ich liege nur noch, ein nutzlos umlagertümmter Ichem. Ein Säulenblick, hilflos wie ein Säulenling. „Das kann ja gut werden“, dachte ich und machte den Mund auf, um etwas zu sagen. Dief Gelegenheit benutzte er, um mir einen Knebel zwischen die Zähne zu drücken. Ich fühlte seinen Atem an meiner Nase; ein Etich Guttapercha wird an mir festgebunden nebst einem Kleingewicht, das die Schwere einer kleinen Kanonenkugel besitzt und am Mundwinkel herunterhängt. Und nun bohrte er mich an und fragte, ob es weh tat.

Ob es weh tat! Weinen hat ich mich; so weh tat es. Und dann fragte er, wie lange ich nicht beim Jahmarz war; wie alt ich bin; ob ich die Sarah Bernhardt gesehen habe; was ich von den Mischelentropfen halte, die sich der Kronprinz bei potentiellen lassen, und wie es meiner Schwägermutter geht. Der Mann war das keine Fragezeichen. Da ich einen Knebel zwischen die Zähne hatte, so fielen meine Antworten ziemlich durcheinander. „A und an keine das Einzige, was ich sagen konnte. Aber das können ihn vollständig zu genügen. Denn er fragte nicht weiter. Auch habe er fort mir weh zu tun. Man glaubt hob ich mich; denn es war, um an die Dede zu gehen. Aber er drückte mich immer wieder herunter. Und eine Hand hatte er: wenn das eine leichte Hand ist, dann möchte ich wissen, wie eine schwere aussieht. Ich wurde müde. Ich wartete auf den Augenblick, wo der Herr mit seinem Besuch in die Nähe meiner Füße käme. Da wollte ich es ihm schon gründlich besorgen. Aber er kam nicht. Er blieb auf der Fußsteige. Er war ein derartige Seelenregungen seines Opfers vorbereitete.

Als er mich endlich losließ, sprach er: „Was für sanfte Zähne haben Sie!“ Ich antwortete auf die Höflichkeit. Das war vor einem Jahr. Seitdem mußte ich jede Woche hin. Ich bin noch heute in Behandlung.

Beim Zahnarzt.

„Der Doktor läßt bitten“, sagte der Diener, und hinein ging ein Herr, der schon längere Zeit gewartet hatte. Ich wartete auch schon längere Zeit. Aber vor mir saß noch eine Mutter mit Kind, dem die Zähne übereinander wuchsen, ein weinendes Mädchen, das eine d. Wade hatte, und ein alter Herr, der ein falsches Gebiß besaß, es ihm weh tat. Im Nebenraum warteten auch noch welche, die den kranken Esel hielten. Denn ich hatte dem Diener eine Karte gegeben und wartete also mit Bismarck.

Wahrscheinlich ist so häufig wie wir waren. Man wartet zwar immer auf irgend etwas. Aber es gibt doch hin und wieder auch erfreuliche Dinge, auf die man wartet. Und schon da ist Marden nicht angenehmer. Auf Schmerzen warten müßten, ist aber so schon ziemlich das Galathea, das einem beschiden sein kann. Nun: wenigstens war ich bei einem Amerikaner Dentist; man hatte mir seine leichte Hand gepreßt, die sich leicht schwer besagten ließ. Es ist im Leben häufig einleuchtend, daß die Dinge, die weh tun, ebenfalls noch Ged kosten.

„Der Doktor läßt bitten“, sagte der Diener, und herein ging die Mutter mit dem Kind.

Wohin gibt es eigentlich Zahnschmerzen? Die Zähne tun die weh, wenn du sie freizieh, und sie tun dir weh, wenn du sie vertrittst. Und wenn du sie freizieh, und sie tun dir weh, wenn du sie vertrittst. Und wenn du sie freizieh, und sie tun dir weh, wenn du sie vertrittst. Und wenn du sie freizieh, und sie tun dir weh, wenn du sie vertrittst.

„Der Doktor läßt bitten“, sagte der Diener, und das mit dem Kind mit dem neuen Gebiß ging hinein. Der alte Herr mit dem falschen Gebiß lag ein Besprech an. „Zur er Ihnen auch so weh“ sagte er. „Ich war noch nicht bei ihm“, sagte ich. „Er tut allen“, meinte der Herr. „Man hat mir gesagt, er arbeitet schmerzlos.“

„Ihr tut es auch in der Tat nicht weh“, erwiderte er. Der Mann war ein Witzbold. „Sie haben wohl nicht hier zu tun?“ fragte ich. „Daher?“ sprach er wehmütig. „Guter Herr, mit dem Zahnarzt ist es wie mit dem Uhrmacher. Von dem Moment an, wo Sie Ihre Uhr zum Uhrmacher bringen, ist es aus. Mal geht sie vor; mal geht sie nach; mal geht sie gar nicht. Aber richtig geht sie nie. Das ist wie wieder in Ordnung kommt, werden Sie nicht erleben. Genau so wird es Ihnen mit dem Zahnarzt gehen. Er wird Ihnen sagen, daß Sie sanftere Zähne haben, und Sie werden immer wieder kommen müssen.“ Das waren ja nette Ausflüchte. Der Alte machte mir ordentlich Angst. Ich war froh, als der Diener kam.

„Der Doktor läßt bitten“, sagte er, und der Alte ging hinein. Die Schmerzen hatten mir auf einmal vergangen. Die Furcht vor dem bevorstehenden Bein hatte sie, wie es schien, vertrieben. Ich dachte an Freud. Noch war es Zeit. Noch hatte mein Bein gar nicht auf mich abgefallen. Noch konnte ich mich drücken. Aber „der Zeisel hole alle feigen Dämonen“, sagt Malakoff. Ich beschloß zu bleiben. Mir kamen allerdings totale Vorstellungen. Ich dachte an Wilhelm Busch und seinen Zahnfüßchen, dessen „Damen feuer schmeckt“. Mir fielen die spitzen Werkzeuge ein, mit denen mein Mann in mir herumbohrend würde, und die Höllmaschine von einem Kade, das seine Schöpfung fern und den in den Zahn gestemmten Bohrer, mit dem man den Zahn so festigt, als ein Baumstumpf in der Mauer und nicht löst, oder auch im Meer — was's trifft.

Als dem Meister“ drang ein Glöckchen. Der Alte hatte er ordentlich vor. Also das war die berühmte „leichte Hand“. Ich schickte mich zu zerstreuen. Auf dem Tisch lag Prospekt: Geiz und Dummheit, Gellen und Wastfeine, Gelenk-rheumatismus, Schias und Tuberkulose — es war mir nicht unangenehm. Und die zerbrach zerbröckelte bildliche Darstellung der Verbrechen, welche die Fäule im Gebiß des Menschen verursacht, seien mir nicht das richtige zu sein. Die menschlichen Leiden bedürfen keiner Vergewöhnung. Ich hatte genug an Zahnschmerzen in Lebensjahre und gab einem alten Band „Fleckenblätter“ den Vorzug. Komisch, das Blatt, das ich ausließ, handelte — ausgerechnet — von Zahnarzt. Es in Bild zeigte, wie der Patient vor der Tür knipst bekannt und schreit nach: ein zweites, wie der kunge Zahnarzt kein vor die Tür schmeißt, und den Patienten zu „heilen“, und ein drittes, wie der Zahnarzt die Tür öffnet und wieder nichts wahrnimmt als ein Knarr auf den dem Gegenüber, aber von ihnen Herrn schreie in Etich gelassener Schaffstiel.